

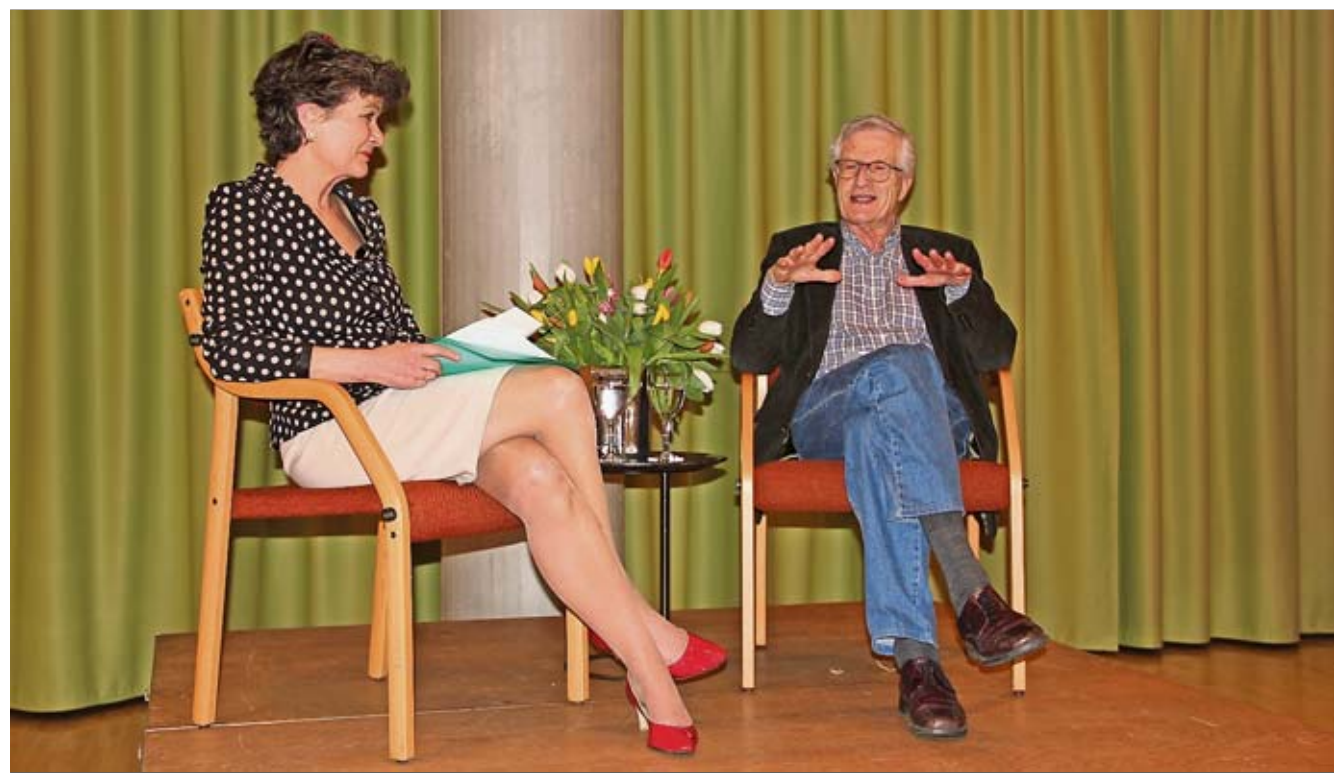
«Ein Land muss sich auf der Leinwand sehen»

Was ist die Aufgabe des Schweizer Films und was braucht er dazu? Rolf Lyssy und Esther Meier (SP) diskutierten an einem öffentlichen Kulturabend darüber. Eher ein Paartanz, denn ein blutiges Duell – hatte Lyssy vorgewarnt.

Annina Just

«Kunst verträgt keine Demokratie», war das Schlusswort von Filmemacher und Autor Rolf Lyssy, nachdem er etwas über eine Stunde mit Esther Meier, Zolliker Kantonsratskandidatin der SP, über Kulturförderung und -finanzierung diskutiert hatte. Er selbst müsse auch hinstehen und sich erklären, wenn einer seiner Filme floppt. Gleichzeitig wolle er auch im Voraus die Verantwortung dafür übernehmen und nicht auf den Entscheid einer Kommission angewiesen sein, ob ein Film realisiert werden kann, hatte er zuvor ausgeführt. Meier hat den renommierten Regisseur zum öffentlichen Kulturabend im Zolliker Kirchgemeindehaus eingeladen. Solche Abende mit illustren Gästen aus dem Kulturbereich veranstaltet die Politikerin sonst regelmässig in ihrem Hause.

Mit «Die Schweizermacher» stammt der bekannteste Spielfilm der Schweizer Filmgeschichte aus Lyssys Feder. Trotzdem müsse er bei jedem neuen Film erneut um Finanzierungsmöglichkeiten kämpfen – und dies ist einer der Punkte, die er am Ist-Zustand der Schweizer Filmförderung kritisiert. «Bei erfahrenen Filmemachern wäre es doch sinnvoll, ein Intendantenmodell einzuführen als Ergänzung zur selektiven Filmförderung, die aus meiner Sicht vor allem für Erstlingsfilme richtig ist.» Mit dem Intendantenmodell stellt sich Lyssy ein Verfahren vor, bei dem in einem Ge-



Kultur liegt ihr stark am Herzen: Esther Meier (SP) im Gespräch mit Filmemacher Rolf Lyssy.

Foto: Annina Just

spräch zwischen dem Intendanten, dem Regisseur und dem Produzenten entschieden wird. Er habe nämlich ein Problem mit den anonymen Abstimmungen in den Kommissionen, die über die Unterstützung eines Projekts entscheiden, führte der 79-Jährige weiter aus. Die Bilder, die er selbst bei einem Drehbuch im Kopf habe, seien nämlich mit grosser Wahrscheinlichkeit nicht die Gleichen, wie sie die Kommissionsmitglieder sich vorstellten, wenn sie das Drehbuch lesen. Es liege also nicht eine Entscheidungsgrundlage vor, die für alle einheitlich ist, und dies mache die ganze Sache zu einer Lotterie.

«Die Schweizermacher» kam zur richtigen Zeit

«Der Schweizer Markt ist zu klein, damit sich ein Film – auch einer von hoher Qualität – amortisieren kann», erklärte Lyssy zu Beginn der Diskussion. Deshalb sei ein Filmemacher hierzulande auf Subventionen angewiesen.

«Manchmal träume ich davon – also jetzt nicht mehr –, aber manchmal habe ich davon geträumt, dass wir die Schlacht bei Marignano gewonnen hätten und die Schweiz ein grösseres Territorium und Meeranstoss besitzen würde», erzählte Lyssy. Meeranstoss und Adel würden ein Land nämlich kulturmässig in eine andere Sphäre heben, analysierte er und verwies auf die ähnlich kleinen europäischen Länder Dänemark und Belgien, in denen die Filmindustrie weitaus mehr Mittel zur Verfügung habe. Hier in der Schweiz hingegen, im Land der Bauern und Händler, hätte Kultur auch heute noch einen schweren Stand.

«Brauchen wir denn überhaupt einen Schweizer Film?», wollte Esther Meier darauf wissen. Die Zollikerin gab die kritische Diskussionsleiterin und überliess dabei das Rampenlicht ihrem prominenten Gast. «Natürlich! Ein Land muss sich doch auf der Leinwand sehen können», so die Antwort ihres Gegenübers. Zum Beispiel die

Jahre 1933 bis 1945 seien seiner Meinung nach noch immer nicht genügend aufgearbeitet worden. Gerade beim heutigen hohen Stellenwert des bewegten Bildes gehöre es zur Aufklärung, dass man auch auf der Leinwand zeigen könne, was eigentlich in unserem Land passiert ist.

Dies machte sich Lyssy auch in «Die Schweizermacher» zur Aufgabe: In komödiantischer Weise ging er der Frage nach, wer eigentlich «ein Schweizer» ist. «Das Thema Überfremdung ist ja nicht erst heute aktuell und die Frage nach der Identität beschäftigt Menschen seit je.» Der Film sei 1978 gerade in die richtige Zeit gekommen – kurz nach der Schwarzenbach-Initiative – und somit auf sehr grosses Interesse gestossen. Sogar in Deutschland lief er in den Kinos. Vom Bund wurde die Komödie jedoch nicht unterstützt; ein so ernstes Thema dürfe nicht als Komödie umgesetzt werden, hiess es damals. Dies führte Meier zur Nachfrage, ob denn durch das

Prinzip der staatlichen Förderung die Gefahr von Zensur bestehe? Ob gerade die Spitze des kulturellen Schaffens auf diese Weise abgeschnitten werde? «Kulturförderung sollte bedingungslos sein», liess sie nun mal kurz ein politisches Anliegen durchsickern. In einer gewissen Weise bestehe dieses Problem schon, aber pauschal könne man nicht sagen, wo die Grenzen für eine Eingabe liegen, meinte dazu Lyssy. Generell sei es aber sehr wichtig, dass die Rentabilität keine Rolle spiele.

Zuhören als Voraussetzung

Dass der Film – eine Kulturinstitution für die Massen – um ein zehnfaches Mal weniger Geld erhält als die Oper, die nur eine kleine Elite anspreche, wurde sowohl von den Diskutierenden wie auch aus dem Publikum kritisch bewertet. Lyssy fügte aber auch gleich an, dass nur schon Alter und Tradition dieser beiden Kulturgüter nicht vergleichbar seien. Der Film sei noch immer eine Proletenkunst und sehr unberechenbar.

Somit wurde an diesem Abend mehr als klar, mit welchen Problemen sich der Film konfrontiert sieht. Esther Meier, die 62-jährige SP-Frau, hörte gut zu und fragte stets präzise nach. Dies sei auch ihr Rezept, um sich in Zukunft für den Film einzusetzen: darüber reden und andere zum Reden bringen – am liebsten als Kantonsrätin. Doch nicht nur der Film liege ihr am Herzen, sondern Kultur im Allgemeinen. Und dieser Begriff ist für sie weitgefasst: «Auch Chilbi ist Kultur. Es lohnt sich, dass wir uns für unsere Traditionen einsetzen und sie bewahren.»

Paartanz, nicht blutiges Duell war es tatsächlich und dabei stand trotz anstehender Kantonsratswahlen Lyssy im Scheinwerferlicht. «Wegen ihm sind ja auch die Leute gekommen», stellte Meier klar. «In der Politik sollte man vor allem auch gut zuhören können, was einer sagt, der aus der Branche kommt.» Auch das ist Wahlkampf.